

DER KLANG EINES GANZEN LEBENS

FRANCESCO
VIDOTTO

Roman



BASTEI ENTERTAINMENT 

Als Rinas Vater eines Abends gewalttätiger wurde als sonst, wartete die Mutter ab, bis er eingeschlafen war, und flüchtete sich dann mit ihrem Töchterchen zu ihren Eltern.

Rinas Großvater, der all dies nicht mehr mit ansehen konnte, regte sich fürchterlich auf. Ein paar Tage später steckte er eine aus dem Ersten Weltkrieg übrig gebliebene Sprengkapsel in den Ofen der Hütte.

Als sein Schwiegersohn Feuer machte, war im gesamten Tal ein gewaltiger Knall zu hören, und Rina wurde zur Halbwaisen.

Wir gingen bereits in die fünfte Klasse, und in all diesen Jahren klebten wir aneinander wie das Harz am Baum. Inzwischen konnten wir einigermaßen fließend lesen und schreiben und auch rechnen. Wir hatten Geschichte und ein wenig Erdkunde gelernt.

Die Lehrerin erzählte uns von der Welt jenseits der Berge, und wir stellten uns diese Welt vor und träumten davon, sie früher oder später kennenzulernen.

Rina war klüger als ich und besser in der Schule, und oft erklärte sie mir am Nachmittag, was ich nicht verstanden hatte.

Ich schuf lieber etwas mit meinen Händen, bastelte oder lief über die Wiesen und lauschte dem Rauschen der Tannen im Wind.

Die Schule war nicht nach meinem Geschmack, auch weil die Lehrerin es auf mich abgesehen hatte. Sie schlug mich vor allem dann, wenn ich abgelenkt war und verträumt aus dem Fenster schaute. Dann kam sie zu meiner Bank und ließ die Haselgerte auf meine Hände niedersausen. Wenn sie die Gerte nicht dabei hatte, nahm sie das Federmäppchen, das mein Vater aus Holz geschnitzt hatte, und schlug es mir auf den Kopf.

Manchmal kamen mir die Tränen, dann drehte sie mein Ohr, so weit es ging, und schleifte mich hinter die Tafel, wo ich auf den Knien verharren musste, bis ich aufhörte zu weinen.

Zu Hause erzählte ich nichts davon.

Es wäre zwecklos gewesen.

Einmal hatte ich es versucht, aber Mama hatte nur gesagt, die Lehrerin wisse schon, was sie tue, und der Weg der Bildung sei hart und steinig.

An jenem Nachmittag setzten Rina und ich uns an den Küchentisch, ließen die Beine von der Bank baumeln und gingen den Stoff für die Abschlussprüfung der fünften Klasse durch.

Rina saß aufrecht und manierlich da, las die Überschriften der Abschnitte vor und wiederholte sie, und dann fragte sie mich ab. Ich dagegen rutschte auf der Bank hin und her, als hätte ich Wespen im Hintern.

Ich konnte einfach nicht stillsitzen. Meine Beine und Hände waren ständig in Bewegung, ich spielte mit den Buchseiten, knickte die Ecken um und war nicht imstande, mir das Gelesene zu merken.

Rina half mir, indem sie an meiner Stelle einen Satz begann, und ich lächelte erleichtert, weil ich mich wieder erinnern konnte und den Satz allein zu Ende brachte.

»Na also, du kannst es doch«, ermutigte sie mich, aber mir lag das Lernen einfach nicht.

Beim Rechnen war es noch schlimmer.

In den Aufgaben war von Kaufleuten die Rede, die Krawatten und Halstücher zu zwei verschiedenen Preisen und in unterschiedlichen Mengen verkauften. Manche Angaben waren beziffert, andere mussten wir errechnen.

Die Zahlen wirbelten in meinem Kopf durcheinander und ergaben keinen Sinn, und ich brütete unendlich lange vor der weißen Heftseite.

Dann setzte sich Rina neben mich und fing an, fein säuberlich eine Zahl nach der anderen in die Kästchen einzutragen. Und plötzlich wurde alles ganz einfach, und die Lösung ergab sich wie von selbst.

»Hast du das verstanden?«, fragte sie mich.

Ich nickte.

Darauf beugte sie sich vor und drückte mir einen Kuss auf die Wange, aber ich wich zurück und wischte mir mit der Hand den Speichel ab.

»Iii, wie eklig«, sagte ich.

So ging es jeden Nachmittag bis zur Abschlussprüfung.

Auch ich bestand die Prüfung, und die Schule war zu Ende. Ich hatte es meiner Freundin zu verdanken, dass Mama mich bei meiner Heimkehr so fest umarmte, dass ich fast keine Luft bekam.

»Du hast die Schule geschafft. Das hast du gut gemacht, mein Fabro«, sagte sie mit feuchten Augen und strich mir über den Kopf. Sie selbst hatte zeit ihres Lebens darunter gelitten, dass sie so ungebildet war.

Am ersten Tag der Sommerferien gingen Rina und ich nicht in den Wald, um zu spielen, sondern verkrochen uns auf den Dachboden.

Wir waren gern dort oben, denn es gab immer etwas zu entdecken.

Stundenlang saßen wir auf dem Fußboden unter dem Dachfenster, das den Blick auf den Monte Zucco freigab, und stöberten in den alten Sachen.

Das Licht drang zwischen den Lärchenholzschindeln herein und warf Streifen in den Raum, in denen der Staub tanzte.

Es gab Truhen, die bis zum Rand mit bestickten Leinentüchern gefüllt waren, handgezimmerte Möbelstücke, Soldatenhelme, Schlitten für den Holztransport, Feldflaschen, Holzgestelle von Bettwärmern, Käfige für Lockvögel, Nägel, Schmiedewerkzeug, Schlittschuhe und tausend andere Gerätschaften.

Auch ein Spinnrad gab es wie jenes, das meine Großmutter im Winter zum Spinnen der Schafwolle benutzte. Sie saß im Schein einer Kerze in der Küche und drehte geduldig ein langes cremefarbenes Garn, aus dem sie später Jacken oder Hausschuhe strickte.

Rina hatte ein Buch mitgebracht, das von Piraten und deren Anführer Sandokan erzählte, und sich ins Licht gesetzt. »Wollen wir lesen?«

Ich nickte und hockte mich neben sie.

Sie blätterte die Seiten um, eine nach der anderen, bis sie den dünnen Bleistiftstrich fand, legte den Finger auf den Satzanfang und begann zu lesen.

Ich rollte mich auf den Bauch und stützte das Kinn in die Hände. Mit den Beinen ruderte ich in der Luft und lauschte der Geschichte von Meeren, Inseln und Galeeren.

Rina las eine Weile vor, dann hielt sie inne und schaute aus dem Fenster, das einen Ausschnitt des Himmels zeigte.

»Bist du müde?«

»Nein. Ich lese gleich weiter.«

Ich war neugierig, wie die Geschichte ausging.

»Fabro?«

»Ja.«

»Was machst du jetzt, wo die Schule zu Ende ist?«

»Ich arbeite in der Schmiedewerkstatt, so Gott will. Mein Vater hat auf diesen Augenblick gewartet, seit ich in die erste Klasse kam. Und du?«

»Ich geh meiner Mutter im Haushalt zur Hand, und während der Saison helfe ich vielleicht bei der Apfelernte.« Sie hatte die Knie angezogen und mit den Armen umschlungen. Rina sah mich an. »Und warte darauf, dass ich heirate«, fuhr sie fort.

»Dass du heiratest?«

»Ja. Olferino.«

»Olferino, den Sohn vom Schuster?«

Rina nickte.

»Und warum ausgerechnet ihn?«

»Meine Mama sagt, er wird Schuster werden wie sein Vater, und hier oben braucht man immer gute Schuhe.«

Ich hörte nur beiläufig hin, denn das kam mir alles sehr weit weg vor ... »Lesen wir weiter?«, fragte ich.

Rina legte sich ebenfalls auf den Bauch, rückte ganz nah an mich heran, sodass wir uns fast berührten, und las da weiter, wo sie aufgehört hatte.

5

... VON DER LIEBE

Gleich nach der Grundschule fing ich an zu arbeiten.

Ich war dafür zwar noch nicht alt genug, aber mein Vater brauchte in der Werkstatt jemanden, der mit anpackte, und so war ich anfangs offiziell nicht sein Lehrling, sondern nur ein Familienmitglied, das ihm zur Hand ging.

Es war ein hartes und anstrengendes Handwerk. Den ganzen Tag musste man mit dem Metall ringen, musste es biegen, strecken, stauchen und formen.

Wir schmiedeten Hufeisen für Maultiere und Pferde, aber auch Türgitter und Riegel: lauter Dinge, die schwierig herzustellen waren.

Von der Hitze der Esse ging es unversehens zur Kälte des Eisens und wieder zurück, und wenn ich, besonders im Winter, Fieber bekam und krank wurde, merkte ich es manchmal gar nicht.

Ich hämmerte vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang, und abends, wenn ich die Werkstatt verließ, hatte ich das Singen des Ambosses im Ohr.

Mutter und Großmutter hielten das Haus in Ordnung und kümmerten sich um den Garten, das Vieh und die Küche.

Wenn ich morgens aufstand, war es noch dunkel, doch im Stall, wo meine Mutter die Kühe molk, brannte schon Licht.

Abends, nach der Arbeit in der Werkstatt, spürte ich meine Arme nicht mehr. So vergingen vier Jahre, ohne dass ich es eigentlich wahrnahm.

Mit Rina traf ich mich nicht mehr so oft wie früher. Jeder von uns musste zusehen, wie er über die Runden kam, und seiner Familie beistehen.

Rina arbeitete im Haus, und oft half sie auch in den Obst- und Gemüsegärten und bei der Ernte. Für ein paar Lire verdingte sie sich und schleppte Heu und Holzbündel oder wusch Wäsche. Und wie es ihre Mutter wünschte, verabredete sie sich mit Olferino.

Manchmal, wenn wir uns sahen, gingen wir spazieren und erzählten einander etwas aus unserem gleichförmigen Alltag. Im Frühling, wenn es länger hell blieb, stiegen wir auf den Col Contras und beobachteten, wie über den Bergen langsam die Nacht hereinbrach.

Eines Nachmittags tauchte Rina in der Werkstatt auf. »Darf ich stören?«

Mein Vater ging zur Tür und rief mir zu: »Fabro, deine Freundin ist da.«

Ich legte den Vorschlaghammer beiseite und wischte mir die Hände ab.

Sie stand im Gegenlicht, mit langem Rock und schmaler Taille, und die schwarzen gewellten Haare umspielten ihr Gesicht.

Wir tauschten einen Gruß.

»Hast du Zeit für einen Spaziergang?«

Ich drehte mich zu meinem Vater um. »Darf ich?«

Er murmelte etwas vor sich hin und kratzte sich am Kopf, dann wandte er sich den Werkzeugen zu und machte mit der Arbeit weiter, die ich angefangen hatte.

Das war seine Art, Ja zu sagen.

Ich band mir die Lederschürze ab.

»Seid anständig«, hörte ich ihn rufen, als ich schon draußen war.

Ich lächelte.

Wir nahmen den Weg in den Wald, und an der ersten Biegung schlugen wir einen Pfad ein, der schnurgerade zwischen den Bäumen verlief.

Es war Frühling, die Lärchen hatten hellgrüne Triebe, und die Vögel zwitscherten in den Zweigen und verfolgten einander.

Wir sprachen über die Neuigkeiten im Dorf, und Rina kickte ab und zu einen Stein. Dann blieb sie unvermittelt stehen, die Hände ineinander verschränkt. »Olferino hat um meine Hand angehalten«, sagte sie.

Als ich das hörte, stellte ich mir vor, wie Rina, der Mensch, der mir seit jeher am nächsten stand, ohne mich ein neues Leben beginnen würde.

Ich schaute sie an.

Sie war schön wie die Berge.

»Und was hast du ihm geantwortet?«, fragte ich mit versagender Stimme.

»Ich habe Ja gesagt.« Sie stand reglos da und blickte zu Boden.

Mein Herz klopfte, und ich wusste nicht, was ich erwidern sollte.

Plötzlich wandte sie mir ihr Gesicht mit den dunklen Augen und den rosig frischen Lippen zu. »Du sagst nichts?«

»Wann?«, fragte ich nur.

»In einem Monat.«

Wir standen einander gegenüber, über uns die hohen Bäume des lichten Waldes.

Rina machte einen Schritt auf mich zu und griff nach meinen Armen. Sie kam noch näher, dann schloss sie die Augen und küsste mich auf den Mund.

Als ich ihre Lippen auf meinen spürte, behielt ich die Augen offen, so benommen war ich. Ich hatte geglaubt, diese Lippen zu kennen, doch ich hatte mich geirrt.

Endlich löste ich mich aus meiner Erstarrung. Ich erwiderte den Kuss und legte meine Hände um Rinas Taille.

Es fühlte sich zart und weich an, und ein unbekanntes Gefühl regte sich in meiner Magengrube.

Nach einer unendlich langen Zeit sah Rina mich an, presste die Hände an ihre Brust und rannte davon.

Ich rief ihr hinterher, aber sie war schon zu weit entfernt, um mich zu hören.